Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 78. Bromberg, den 23. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

(11. Fortsetzung.

Erstarrt blickte er ihr nach, als sie sich von ihm losriß und langsam weiterzugehen begann. Jäh stieg der Zorn in ihm hoch und lockte ihn, ihr nachzueilen und sie mit schwerer Hand, mochte sie nun wollen oder nicht, gefügig zu machen. Aber etwas anderes, ihm Unverständliches wohnte in ihm, das ließ ihn wie festgewurzelt auf der Stelle verharren. Er hörte wieder, was Bessie am Vormittag gesagt hatte. Wenn sein Mädchen wirklich nur die Stadt liebte, das gute Leben, den Putz und das Nichtstun? Der Atem drohte ihm vor plötzlicher Herzensangst zu stocken. Sie aber fuhr nach wenigen Schritten wieder herum und maß ihn mit vor Erregung dunkeln Augen.

„Nein, und tausendmal nein — — ich lasse mich nicht knechten!" schrie sie und aus ihren Augen funkelte wilde Empörung. „Und daß du es weißt, du bist nicht der einzige Mann auf der Welt. In Chicago sind sie mir dutzendweise zu Gefallen gegangen und ich hätte nur die Hand nach ihnen auszustrecken brauchen, so säße ich nun im warmen Nest . . . Aber das hat man davon, wenn man einen Menschen so lieb hat. Alles soll man ihm opfern, und nichts will er einem zuliebe tun — — O du — — du — —"

Als er mit einigen wilden Sprüngen bei ihr war und sie ungestüm bei der Schulter faßte, schrie sie wie ein geängstigtes Kind und wich vor ihm zurück.

„Laß mich — — ich fürchte mich vor dir!" stammelte sie weinend.

Langsam ließ er von ihr ab, sein Arm sank schlaff zur Seite nieder.

„Manchmal könnte ich mich vor mir selber fürchten", sagte er tonlos. „Ah, Kate Lou, du hast etwas an dir, das mich bis zur Raserei aufreizt . . . so etwas spielerisch Grausames, als wärest du eine gefährlich schöne Katze und kein fühlendes, liebendes Weib. — — Der Gedanke allein, daß du einem anderen Mann sein könntest, was du mir bist, und tausendmal mehr noch — wirklich sein Weib, das ihm alles gibt, nichts verweigert — — ah! Manchmal wünschte ich, ich hätte dich nie kennen gelernt. — —Und wenn du mich doch nur quälen willst, warum bist du dann zurückgekommen?" schrie er in neuer Raserei.

Sie wich wieder einige Schritte vor ihm zurück. Dann stieß sie hervor, geschüttelt von Ärger und Angst: „Wenn man jemand lieb hat, so ist man so gläubig dumm. Ich habe mir wirklich eingebildet, ich brauchte dir nur zu berichten, wie wunderschön es in der Stadt ist, dann würdest du von deinem dummen Dickkopf lassen und — — und wir könnten glücklich miteinander werden. Aber wenn dir meine Gegenwart lästig ist, so brauchst du es mir bloß zu sagen. In Chicago kann ich alle Tage eine Stellung oder einen Mann bekommen, ganz wie ich es mir auswählen will. Bin ich aber noch einmal hingegangen, dann komme ich nie wieder hierher zurück — — nie, das merke dir!"

Der Gedanke an die Möglichkeit, sie wieder zu verlieren, kaum, daß mit ihrem Kommen das Glück ihm gelächelt hatte, lähmte sein Denkvermögen; nur das Verlangen, sie für immer in die Arme schließen zu dürfen, blieb in ihm lebendig. Er zog sie an sich, ohne ihr Erschauern bei seiner Berührung zu gewahren.

„So höre mich doch an, Kate Lou", stammelte er in beschwörendem Tone: „Habe Geduld mit mir! Sobald der Tunnel fertig ist, bin ich wieder mein eigener Herr. Bis dahin habe ich mir ein schönes Stück Geld erspart. Dann wollen wir uns heiraten und es meinetwegen zuerst mit dem Leben in der Stadt versuchen." Er rang sich die Worte mit Mühe ab. „Solltest du dann einsehen, daß wir dorthin nicht taugen — und ich weiß gewiß, daß auch dir die Schuppen von den Augen fallen, sobald dir das Stadtleben nichts Neues mehr bietet und du einsiehst, wie unfrei man in so einer Steinwüste ist — nun, dann können wir uns immer noch irgendwo auf dem Lande ankaufen. Wollen wir es daraufhin miteinander versuchen, Kate Lou?" bat er herzbeweglich.

Sie ließ es geschehen, daß er sie liebkoste und küßte. Aber der von ihm erhoffte Jubel blieb aus.

„Erst wenn der Tunnel fertig ist?" fragte sie. „Wann wird er denn fertig?"

„In zwei, höchstens drei Jahren, Kate Lou. Sieh, bis man sich ein Sümmchen zusammengespart hat, dauert es ein Weilchen. Aber wenn wir uns nur rechtschaffen lieb haben, so vergeht die Zeit bis dahin rasch. Wir sind ja jung und das Leben liegt vor uns!"

Sie nickte stumm vor sich hin. Ihre Miene wurde undurchsichtig, was immer er sprechen mochte. Bis mitten in seine Worte das durchdringende Heulen einer Dampfsirene drang. Da atmete Kate Lou erleichtert auf.

Erschrocken schaute Floyd nach dem Stand der Sonne.

„Schon halb vier. Da muß ich mich sputen, um noch rechtzeitig zum Schichtappell kommen", meinte er bedauernd.

„Geh nur", ermunterte sie ihn gleichgültig. „Auch ich will heimgehen — die lange Bahnfahrt steckt mir noch in den Gliedern."

Noch einmal faßte er zum Abschied ihre beiden Hände und schaute ihr liebevoll in die Augen.

„Ist alles wieder gut? Hast du mich lieb, Kate Lou?"

Sie nickte. Aber durch ihren Sinn ging eine Äußerung, daß er sich manchmal vor seiner eigenen Leidenschaft fürchte. Und dann dauerte es noch jahrelang, bis er seiner Meinung nach genug gespart hätte, um sie heiraten zu können — und bis dahin sollte sie warten und womöglich ihr junges Leben in dieser ihr verhaßten Einöde vertrauern! Als sie sich das vorstellte, fühlte sie plötzlich eine derartige Erbitterung gegen ihn in sich aufsteigen, daß sie ihm ins Gesicht hätte lachen mögen. Dennoch ließ sie es geschehen, daß er sie wieder und wieder zum Abschied küßte.

„Ja, ja, ich komme Sonnabend zum Begräbnis — das ist übermorgen, ich weiß es. Ich komme bestimmt", versprach sie auf sein Drängen. „Nun aber beeile dich, damit du noch rechtzeitig zur Einfahrt kommst. Du könntest sonst etwas von deinem Lohn gekürzt kriegen und dann müßten wir auf das große Glück womöglich noch länger warten!"

Über ihre Zusage war Floyd so glücklich, daß er ihren spöttischen Unterton gar nicht heraushörte. Ihm war vielmehr zumute, als hätte er einen großen Sieg gewonnen.

Während er im Eilschritt nach der Tunnelschlucht lief, um sich noch rechtzeitig beim Schichtboß melden zu können, wandte er sich immer wieder nach der Geliebten um und warf ihr Kußhände zu, ohne die Lässigkeit zu gewahren, mit der sie seine Grüße erwiderte.

•

Elftes Kapitel.

Im Häuschen oben traf Kate Lou in Gesellschaft ihres Vaters Goliath an. Obwohl sie halb und halb damit gerechnet hatte, stellte sie sich äußerst erstaunt.

„Ihr seid nicht zur Schicht gegangen?" fragte sie von oben herab, indem sie nur eben die Fingerspitzen in die ihr freudig entgegengestreckte Rechte des Tunnelbauers legte. „Ich denke, der Kontraktor hat gedroht, jeden Drillbohrer, der blau macht, fortzujagen?"

Dick Foxey lachte bei ihren Worten wie über einen guten Witz. —

„Das wird Mike Martin wohl bleiben lassen; Leute meines Schlages findet man nicht jeden Tag." Selbstbewußt blies er die Backen auf. „Aber die Zeit wird bald kommen, wo er mich bitten möchte, dazubleiben, und dann werde ich ihm etwas husten — hoho. Ich habe das Schuften unter Tag gründlich satt, und wäre es nicht aus Politik geschehen, so hätte mich keiner aus dem schönen San Franzisko fortgebracht. Dort klotzig Geld verdienen und sich den Durst mit Sekt kühlen, ist doch ein anderDing, als sein Leben tagtäglich riskieren zu müssen. Habe ich nicht recht?"

Der Reihe nach sah er Vater und Tochter an. Aber nur Wilson stimmte mit einem Lachen bei, während Kate Lou vor den Spiegel trat, sich umständlich die Handschuhe auszog und den Hut absetzte.

„Hättet Ihr es nicht nötig, so würdet Ihr nicht unter der Erde Steine bohren", meinte sie schnippisch. „Floyd Custer hat keinen Urlaub bekommen, und Ihr — —"

„Pah, der grüne Junge!" Goliath lachte geringschätzig.

„— — und Ihr werdet wahrscheinlich fliegen", endete Kate Lou, ohne sich an seine Unterbrechung zu kehren.

„Meinethalben! In wenigen Wochen schmeiße ich ihm ohnehin den Bettel vor die Füße! Ja, guckt nur ungläubig, Kate Lou, darum ist's doch so. Und weil ich Euch brühheiß mein gutes Glück berichten wollte, darum bin ich Euch heute nachgestiegen. Es tut mir leid, daß ich Euch damit lästig fiel", schloß er mit gekränkter Miene.

„Tut mir eins zuliebe und streitet Euch nicht", legte sich nun Wilson, der sich in außerordentlich guter Laune befand, ins Mittel. Er zwinkerte seiner Tochter zu. „Darf ich es ihr anvertrauen — ja? . . . Es ist nämlich noch Geheimnis", wandte er sich an Kate Lou, die sich unterdessen eine zierliche Tändelschürze vorgebunden und mit einer Handarbeit in die Fensternische gesetzt hatte. „Hast du schon vom Teufelsdick gehört, he? . . . Nun, da steht er vor dir." Damit wies er auf Goliath, der sich erhoben hatte, auf Kate Lou zugeschritten war und Miene machte, sich neben sie auf die Bank zu setzen.

„Nein, nein, für zwei ist der Sitz zu schmal!" wehrte sie seinem Beginnen. Als er dann vor ihr stehen blieb, betrachtete sie ihn mit neuerwachtem Interesse.

„Dann seid Ihr der berühmte Preisboxer?" fragte sie erstaunt. „Euer Name stand doch vor einem Jahre oder so in den Zeitungen — —"

„Stimmt!" Er blähte sich selbstbewußt. „Ich habe es nicht mehr weit bis zum Weltmeister in der Schwergewichtsklasse, wäre es vielleicht heute schon, wenn die dumme Wahlgeschichte nicht gewesen wäre. Aber vielleicht erzählt Ihr das, Wilson."

„Es ist nichts Schlimmes dabei. Also höre zu, Kate Lou", wandte der Schlächter sich an seine Tochter. „Wie es eben in der Politik zugeht. Ich war auch politisch tätig und schwamm im Geld, bis die Gegenpartei ans Ruder kam; ihr Erstes war, die geschlagenen Gegner wegen mißbräuchlicher Verwendung öffentlicher Gelder vor den Richter zu ziehen. Na, da mußte ich eben vom Schauplatz verschwinden." Er kicherte vor sich hin. „Und weil ich schon als Politiker gläubige Schafe geschoren hatte, versuchte ich es hier in der Gegend mit der Schafzucht, hähä. — Aber von mir wollte ich eigentlich nicht sprechen, sondern von unserm Freund Dick Foxey — oder Teufelsdick, wie man ihn in der ganzen Welt nennt. Der hielt es mit den städtischen Behörden in San Franzisko, seine Partei war schon an die zwanzig Jahre im Besitz der Macht und wäre es noch heute, wenn nicht einige besonders eifrige Parteigänger die öffentlichen Gelder allzu offenherzig in die — eigene Tasche hineinverwaltet hätten, hähä. Das machte natürlich böses Blut und bei den nächsten Wahlen ging es heiß zu. Die Gegner hatten in aller Heimlichkeit schriftliche Beweise für die — hähä — Mißverwaltung besorgt. Sagtet Ihr nicht, daß es sich um bedenklich wichtige Dokumente handelte, Goliath?"

„Das will ich meinen! Schlugen sie damit vor der Öffentlichkeit los, so waren nicht nur die Wahlen gegen uns entschieden, sondern vom Bürgermeister bis zum letzten Stadtverordneten mußte die ganze Partei hinter Schloß und Riegel wandern. Was natürlich verhindert werden mußte. Darum unternahm ich's mit einer Handvoll Kameraden, die entscheidende Volksversammlung, in der die Dokumente vorgelegt werden sollten, zu sprengen und die Schriftstücke mit Gewalt an uns zu bringen."

„Und das gelang Euch?" fragte Kate Lou, die ihn mit immer erstaunteren Blicken maß und deren Interesse an seinen Lebensschicksalen sich entschieden gesteigert hatte.

„Selbstverständlich!" knurrte Dick und spreizte sich wie ein Pfau. „Der eine Kerl von der Gegenpartei, der sich mir entgegenwarf, war leider ein großes Tier — — und da er zum Unglück auch einen pflaumenweichen Schädel hatte, so könnt Ihr Euch das übrige denken. Kurzum, die Gegenpartei kam ans Ruder — — und wir mußten schleunigst verschwinden, besonders ich, denn mir wollten sie einen regelrechten Mordprozeß machen. Na ja, da hieß es unter falschem Namen segeln und das Preisboxen einstweilen an den Nagel hängen. Da ich wirklich gelernter Steindriller bin und niemand mich hier in dieser gottverlassenen Gegend vermutete, so ließ ich mich anwerben."

„Aber nun hat die Schinderei ein Ende, was?" fragte Wilson kichernd!

„Das wollte ich meinen! Unsere Partei hat den Wahlprotest vor dem höchsten Staatsgericht gewonnen, der alte Stadtrat mit unserem Bürgermeister an der Spitze ist wieder in Amt und Würden eingesetzt, der neue Staatsanwalt von der Gegenpartei flog glänzend — — und sein Vorgänger und Nachfolger im Amt, ein intimer Freund von mir, hat mir nun geschrieben, daß ich unbesorgt wieder nach San Franzisko, wo man mich bereits ungeduldig erwartet, zurückkehren könnte. Es handelt sich nur noch darum, den unbequemen Polizeidirektor abzusägen, den kann man nicht so kurzerhand absetzen. Aber in wenigen Wochen ist er aus dem Amt gegrault und einer von uns sein Nachfolger — — na ja, dann finde ich in Frisko lauter gute Freunde am Ruder und kann mich selbst wieder mit an die Krippe setzen."

„Das ist jedenfalls recht günstig für Euch, aber ich wüßte nicht, warum ich mich für Euer zukünftiges Schicksal sonderlich erwärmen sollte," meinte nun Kate Lou naserümpfend. Sie wollte noch mehr hinzufügen, aber unter Goliaths glutheißem Blicke verstummte sie und sah unter sich.

Nun konnte sie sich nicht länger seiner erwehren. Er hatte sich plötzlich neben sie auf die Bank gesetzt, ihr die Arbeit fortgenommen und dafür ihre beiden Hände gefaßt, die er trotz ihres Sträubens nicht wieder losließ.

„Nun wollen wir uns mal verständigen, Kate Lou," stieß der sie mit seinen glühenden Blicken förmlich verschlingende Hüne heraus. „Daß ich dich lieb habe, weißt du — — das braucht man nicht lange zu sagen, man spürt es ganz von selbst. Und auch du hast mich lieb, wenn du es auch nicht zugeben willst. Aber — —"

„An übergroßer Bescheidenheit sterbet Ihr einmal sicherlich nicht," unterbrach ihn Kate Lou kühl. „Ihr wißt so gut wie ich und mein Vater, daß mein Herz längst vergeben ist und — —"

Das grelle Hohngelächter Goliaths erstickte den Rest ihrer Worte.

„Hoho, eine saubere Liebschaft das. Dein girrender Floyd sucht eine Viehmagd, aber kein Weib fürs Herz!"

„Das ist mir aus der Seele gesprochen!" pflichtete der Schlächter eifrig bei. „Diese Rancher tragen die Nasen hoch, als wären sie wunderwas — — und in Wirklichkeit sind sie Arbeitssklaven. Ich spreche aus Erfahrung, denn mit meiner Schafherde habe ich mich krank und krumm plagen müssen, und das ist noch Spielerei gegen die Stierhaltung. Da hat man obendrein immer sein Totenhemd an. Und die Weiber erst! Daß Gott erbarm, was haben sie vom Reichtum ihrer Männer? Nichts?" Er ereiferte sich und stampfte mit dem Fuß auf. — „Nichts! Sie sind Arbeitstiere, schaffen sich frühzeitig in den Boden. — Ist es ein Zufall, daß kaum ein einziger bejahrter Rancher weit und breit in der Runde lebt, der noch dasselbe Weib hat, das er in jungen Jahren heiratete? . . . Solch ein Schicksal wünsche ich dir nicht," wandte er sich an seine mit bleichen Wangen und im Schoß gefalteten Händen still dasitzende Tochter. „Selbst wenn der alte Custer dich ebenso gern als Schwiegertochter willkommen hieße, wie er dich in Wirklichkeit verabscheut, gäbe ich es nicht zu — — weil ich dich lieb habe, Kate Lou, und ich dich glücklich sehen will!" Nun streichelte er ihr zärtlich die Wangen.

Mit unmutiger Gebärde erwehrte sie sich seiner Liebkosung.

„Ich habe Floyd Custer lieb, er hat mein Wort und — — und wir heiraten uns — —"

Als die beiden Männer sie auslachten, brach sie ab; sie hatte ohnehin immer stockender gesprochen. Was ihr vorhin Floyd gesagt hatte, ging ihr wieder durch den Sinn und machte sie trüber Laune.

(Fortsetzung folgt.)

Die Standuhr.

Skizze von Fritz M. Zimmermann.

Quer durch den Baumgarten kam der Wanderer, rief dem kläffenden Hund, der wütend an der Drahtkette zerrte, ein begütigendes Wort zu und trat durch den doppelten Türschlag in die kühlschattige Diele. In diesem Augenblick schlug die alte Standuhr einmal, zweimal, viermal, fünfmal. Dann zitterte es nach in ihrem Gehäuse, eine Tür knarrte, und ein blondes Mädchen sah etwas erschrocken den Fremden an.

„Guten Tag!“ grüßte Harald Derenkamp das Mädchen.

„Guten Tag auch!“ dankte Margret Heinbrede. Und es schwang die Frage durch den Gegengruß: Was willst du hier?

„Ich hab' mich verlaufen“, klärte sie der Fremde auf und starrte immer noch auf die Uhr. Zum Donner ja, warum kam sie ihm nur so bekannt und vertraut vor, die Standuhr? Unverkennbar spätes Barock, dachte er, und in diesem Bauernhause wird sie sicher nicht von ihrer Geburt an gestanden haben.

„Warum er nur immer unsere alte Uhr anstiert?“ dachte das Mädchen und kam ein wenig vor — ein mattes Licht spielte auf dem weizenblonden Scheitel. Dann machte Margret sich Mut: „Gefällt Ihnen wohl, die Uhr?“

Derenkamp wandte den Kopf, lachte und sagte: „Feines Möbel. Zu schade eigentlich für den Winkel da. Verkauft Ihr die?“

„Das hat schon manch einer gesagt. Aber die Uhr ist uns nicht feil. Hat auch ihre Geschichte.“

„So, sie hat ihre Geschichte?“ Interessiert blickte er zu ihr hin. Und dachte: Die ist aber blitzsauber! Natürlich meinte er die Margret. „Kann ich einen Becher Milch haben? Mir ist die Kehle zu von Durst und Staub.“ Prüfend überflog ihn ihr Blick. „Einen Becher Milch, gewiß.“ Sie stieß die Türe zur Küche weiter auf, er trat ein, und sie folgte ihm. „Setzen Sie sich nur an den Tisch da, — so — ich bringe Ihnen die Milch gleich.“ Dann nahm sie ein großes Glas aus dem rauchbraunen Schrank, ging hinaus und kam gleich darauf mit dem gefüllten Glase zurück. Setzte es vor ihn hin. Er trank hastig, dann ruhiger.

„Also eine Geschichte hat die Uhr da draußen? Erzählen Sie doch mal!“ Er sprach jetzt bedachter, behandelte sie mehr als Dame. Es war bestimmt des Bauern Tochter. In allen Bewegungen, auch wie sie sich trug, fühlte man heraus, daß sie Selbstbewußtsein und Art hatte.

„Ja, die Uhr. Sie hat ursprünglich den Derenkamps gehört“ — er horchte hoch auf, verbarg aber seine Überraschung — „die einmal auf Müldener-Höhe da drüben den Gutshof hatten. Es ist schon an die hundert Jahre her. Da soll ein rechter Schuldenbauer darauf gesessen haben, wie der Großvater erzählt hat. Der Mann ist dann nach Amerika gegangen und hat die Frau mit den Kindern im Stich gelassen. Als das Gut unter den Hammer kam, hat der Urgroßvater die Standuhr da draußen gekauft. Ja, und beim Transport hat's dann so eigen gerappelt, sie hat einen doppelten Boden gehabt, und darin waren zwei Säckchen mit Goldgulden. Die hat der Urgroßvater der Frau natürlich zurückgegeben. Kein Mensch hat es erfahren, und jetzt kann man darüber ja wohl reden, denn die Frau ist ausgewandert, und man hat von den Derenkamps nie wieder etwas gehört.“

Harald Derenkamp stand auf und fragte, ob der Großvater noch lebe. Nein, der war im Vorjahr gestorben. Er zog die Börse, wollte bezahlen, doch sie lehnte fast beleidigt ab. Das also war die Uhr, von der ihm sein Großvater erzählt und die das Glück und die neue Blüte seines Geschlechts begründet hatte! Er sah sie sich genau an, gab unwillkürlich der Margret die Hand beim Abschied. Das Mädchen wurde feuerrot, sah ihm nach, wie er davon schritt, der Müldener-Höhe zu.

Am Abend kam er wieder. Der Gutspächter Jörgen Sandgrefe begleitete ihn. „Das ist der Herr Doktor Derenkamp, Heinbrede, und er kommt wegen der Standuhr da draußen. Da wirst du ja woll im Bilde sein, Heinbrede, und ich bin da ja woll überflüssig bei. Geh derwegen in den Stall und seh mir's Vieh an. Hab den neuen Hengst so noch nicht beäugelt. Also denn — bis nachher!“

Der Großbauer Heinbrede war ein bißchen bestürzt. Die Margret stand dabei und sah den Doktor auch nicht gerade sehr gescheit an. Der lachte und sagte: „Ist Ihnen die Uhr auch jetzt nicht feil, Herr Heinbrede?“ Der stand umständlich auf, kratzte sich hinter dem Ohr: „Ja denn natürlich nee. Sie gehört nu mal bei uns in de Familje!“

„Der Herr ist doch ein Derenkämper“, wagte Margret zu sagen und wurde sehr verlegen danach. „Nu, wenn auch. Bin ja nicht taub, Grete, und bin woll im Bilde, bin ich.“ Harald Derenkamp setzte sich an den Tisch, redete dem Bauern den Kopf heiß. Der verstand nur die Hälfte. Schließlich ging er einfach hinaus, der Donnerwetter da redete ihm sonst am Ende wirklich noch die Uhr ab. Ein wenig verzweifelt sah ihm der junge Doktor nach. Na, für heute war wohl nichts mehr zu erhoffen!

Da traf sein Blick die Margret — zwei Augenpaare ruhten für eine Sekunde ineinander. Es durchrann ihn heiß. So etwas wie Liebe auf den ersten Blick. Hm, da stand sie doch, die Frau, die er suchte: blond, rank, gesund, deutsch, schollenbürtig. Ein pfiffiger Gedanke durchzuckte ihn: natürlich, jetzt mußte er beides haben, das Mädchen und die Uhr! Wie aber, erschrak er dann, wenn ihr Herz nicht mehr frei war . . .?

Die Frage beantwortete sich schon vier Tage später. Ihr Herz war frei gewesen, denn es gehörte jetzt ihm, dem Dr. phil. Harald Derenkamp. Basta! Nun noch die Uhr. Doch Margret warnte: Warte noch, der Vater hat so seinen Kopf. Und mich hast du auch noch nicht, denn es wird schwer halten — Vater hat nichts über für die Städter. Aber ich stecke mich hinter die Mutter . . .

— Harald fuhr heim. Als die letzten Blüten fielen, schrieb ihm die Margret: Komm, jetzt kannst du die Uhr haben und mich dazu. Als er kam, und mit den Eltern gesprochen hatte, als der letzte Widerstand des immer noch ein wenig mißtrauischen Bauern überwunden war und die beiden Glücklichen allein waren, küßte er die selig Erglühende und sagte: „Umgekehrt hättest du schreiben müssen. Denn wenn ich auf einen von den beiden Schätzen verzichtet haben würde, dann natürlich auf die Uhr!“

„Ob's wahr ist?“ lachte sie.

Ein Schauspielerleben in Anekdoten.

Von Ch. Ullmann-Hannover.

Ludwig Barnay — geboren im Jahre 1842 in Budapest — sagte von sich: Zu allen Zeiten war der Regisseur stärker in mir als der Schauspieler.

Bei einer Inszenierung von Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“ im Frühjahr 1884 am „Deutschen Theater“ zu Berlin wurde die Szene ausprobiert, in welcher der Prinz, Claudio und Leonato von Benedikt belauscht werden. Da sagten ein paar Darsteller mit verächtlichem Achselzucken: „Na ja, die bekannte Szene der drei Männer im feurigen Ofen.“ Diesen Beinamen gab man der Szene allgemein, weil sie niemals ordentlich gelernt und sorgfältig ausgearbeitet, infolgedessen oft eindrucksvoll und langweilig gespielt worden war.

Barnay sagte zu den Darstellern Josef Kainz (Claudio), Rollet (Leonato) und Weßels (Prinz): „Meine Herren, lernen Sie mir diese Szene sorgfältig auswendig, so wollen wir einmal erproben, ob sich nicht doch etwas aus ihr machen läßt.“ Sie versprachen es lachend. Kainz bemerkte ungläubig: „Nun, da werden wir ja gleichzeitig ein zweites Lustspiel von Shakespeare haben: „der Liebe Müh umsonst!“

Am nächsten Morgen wußten die drei Schauspieler jede Silbe ihrer Rolle auswendig, und Barnay fing an, mit ihnen zu arbeiten. Die Probe zu dieser einen Szene dauerte freilich einen ganzen Vormittag; aber am Abend bei der Vorstellung kamen die Zuschauer bei dieser Szene aus dem Lachen nicht heraus, während sonst Publikum und Schauspieler zu gähnen pflegten. Man verfolgte mit gespanntem Anteil die Vorgänge auf der Bühne und stürmischer Beifall bei offener Szene folgte bei der ersten wie ausnahmslos bei jeder folgenden Aufführung dieser Szene, die sonst gänzlich unbeachtet geblieben war. — —

Die Gastspiele des Meininger Hoftheaters in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bildeten nicht nur für das Publikum, sondern sogar für die Theaterwelt eine große Überraschung.

Die Schauspieler erzählten einander spöttelnd, daß dort in Meiningen gar wundersame Aufführungen klassischer Dramen zu sehen seien. Zu sehen! Denn an diesen Aufführungen, sagten sie, sei lediglich die Tatsache bemerkenswert, daß nicht etwa nur die Darsteller der Hauptrollen, sondern auch die kleinen Nebenrollen, sogar die Choristen und Statisten, daß also selbst die Träger der stummen Rollen in echtseidenen Trikots und in historisch getreuen, überaus reichen Kostümen aus Samt und Seide auf der Bühne herumstolzierten. Das klang ganz märchenhaft.

Barnay wurde begreiflicherweise sehr neugierig, diese Vorstellungen kennen zu lernen und erlangte durch seinen Freund Chronegk, der bei den Meiningern Regisseur war, eine Einladung zu einem einmaligen Gastspiel als „Marquis von Posa“ in Schillers „Don Carlos“.

Schon bei den Proben war er sehr verwundert, ja ärgerlich, denn man verwandte nach seiner Ansicht viel Zeit auf ganz nebensächliche Dinge, auf den lauteren oder leiseren Ton einer Rede, auf die Haltung und Stellung irgend einer stummen Rolle, auf einen Busch oder einen Baum, der entweder nicht an der richtigen, das heißt an der malerisch richtigen Stelle stand oder nicht wirksam genug beleuchtet schien. Man hielt den Schauspielern lange Vorträge, ganze Abhandlungen über die Stimmung irgend einer Szene, über die Bedeutung irgend eines dramatischen Vorganges, ja selbst über die Betonung eines einzelnen Wortes und dehnte so die Proben ins Unendliche aus.

An diese Art von Theaterproben war Barnay nicht gewöhnt, denn meist ließen die Regisseure es dabei genügen, im Carlos einfach zu bestimmen, ob der Schauspieler von rechts oder links von seinem Mitspieler zu stehen und durch welche Tür er abzugehen habe. Wie ganz anders auf einer Probe in Meiningen! Da wurde alles, auch das Geringfügigste und Kleinste mit einer Sorgfalt und mit einem Ernst behandelt, als ob Don Carlos eine Neuheit wäre, zu deren Uraufführung der Dichter erwartet wurde. Auf diese Weise ließ sich eine Darstellung ermöglichen, bei der die Schillerschen Verse nicht nur gesprochen, sondern auch tiefernst erlebt wurden.

Barnay war von dieser eindrucksvollen und künstlerisch abgerundeten Vorstellung berauscht; er brannte darauf, noch weitere Aufführungen in Meiningen zu sehen, und folgte einer Aufforderung der Intendanz, einer Hamlet-Vorstellung beizuwohnen. Er hatte nie eine Hamlet-Vorstellung von gleicher Vollendung gesehen, ja niemals dergleichen Wirkungen für möglich gehalten! Der Herzog Georg war bei allen Proben vom ersten bis zum letzten Wort anwesend und begleitete die Vorgänge auf der Bühne mit gespannter Aufmerksamkeit.

Die erste Szene der Wachen mit der außerordentlich stimmungsvoll dargestellten Erscheinung des Geistes war probiert, und man hatte den Königssaal, in dem der König, seine Gemahlin, Prinz Hamlet und der Hofstaat auftreten sollten, hergerichtet. Schon ordnete man sich hinter den Kulissen zu einem feierlichen Zuge. Soeben ertönten die den Auftritt begleitenden drei mächtigen Fanfaren, als die Musik durch ein lautes „Halt!" zum Schweigen gebracht wurde. Regisseur Chronegk und der Kapellmeister traten an die Rampe, um die Befehle des Herzogs entgegenzunehmen. Darsteller, Choristen und Statisten steckten die Köpfe vor und lauschten gespannt auf das, was aus dem verdunkelten Zuschauerraum ertönen würde. Alsbald vernahm man die Stimme des Herzogs, der in seiner kurz abgerissenen, aphoristischen Redeweise auseinandersetzte, daß hier wieder einmal ein alter Theaterzopf abzuschneiden wäre. Es sei unrichtig, daß an dieser Stelle Fanfaren geblasen würden, man müsse einen dänischen Marsch ertönen lassen. Auch sei es falsch, daß der König und Hamlet zusammen auftreten, sie müßten jeder von einer anderen Seite kommen, denn sie begegneten einander hier zum ersten Male. Hamlet wäre ja soeben erst angekommen. Hätten sie sich schon gesprochen, dann wäre ja die Rede des Königs, in welcher er mitteilte, daß er die Königin „zur Eh genommen", vollkommen überflüssig.

Barnay stand während dieser Rede des Herzogs gespannt lauschend bei der Probe hinter der ersten Kulisse. Er wurde von Wort zu Wort erregter, denn er empfand, daß hier etwas angeordnet wurde, was unmöglich richtig sein konnte. Ein unbesonnener Feuerkopf, der er war, und ganz in die zu spielende Hamletrolle versenkt, vergaß er vollständig, daß es der regierende Herzog von Meiningen war, der diese dramaturgischen Winke gab; er ließ sich hinreißen, laut auszurufen: „Aber das ist ja alles falsch, das ist ja ohne Sinn!"

Kaum hatte er, an die Rampe vortretend, diese Worte gesprochen, als alle ihn mit erschreckten Augen anstarrten. An den Mienen seiner Umgebung konnte er bemerken, welchen groben Fehler er begangen hatte. Alles horchte gespannt, was der Herzog wohl erwiderte.

Nach einer kleinen Pause erscholl dessen Stimme: „Warum meinen Sie denn, Herr Barnay, daß das so unsinnig ist?" Barnay polterte in sich überstürzenden Worten seine Begründung hervor:

Der Vater Hamlets sei ja schon seit zwei Monaten tot, der folgende Monolog „Oh, schmölze doch dies allzu feste Fleisch" könne ja gar nicht gesprochen werden, wenn Hamlet soeben erst angekommen wäre, erst im Augenblick das Geschehene erfahren hätte u. a. m. — in einem wahren Bergsturz erregter Auseinandersetzungen, — und betonte schließlich, diese Szene sei nur der offizielle Akt der Verkündigung der geschlossenen Ehe in Anwesenheit des Kronprinzen, eine wohlberechnete Absicht des schlauen Königs, der mit Recht voraussetzte, daß Hamlet in Gegenwart des gesamten Hofstaats keinen seine Mutter bloßstellenden Einspruch erheben würde ... Der König müsse unbedingt mit Hamlet zusammen auftreten.

Eine unheimliche Stille folgte Barnays Worten. Endlich aber rief der Herzog: „Herr Chronegk, machen Sie es so, wie Herr Barnay sagt; er hat recht, ich habe unrecht! Man muß sich nie schämen, ein Unrecht einzugestehen. Weiter!" Und damit nahm die Probe ihren Fortgang. —

Noch ein zweites Mal sollte in dieser Probe eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Herzog und Barnay entstehen.

Hamlet fordert bekanntlich den Schauspieler auf, eine Probe seiner Kunst zu geben, eine pathetische Rede, des „Aeneas Erzählung an Dido". Hamlet beginnt aus dem Gedächtnis die ersten Verse zu zitieren und fordert mit den Worten „Fahrt nun so fort" den Schauspieler auf, die Rede fortzusetzen.

Barnay sprach diese Eingangsverse stockend, zitierend, wie sie seiner Meinung nach der Prinz, der die Rede aus seiner Erinnerung mühsam zusammen sucht, wohl gesprochen haben mochte. Da unterbrach ihn die Stimme des Herzogs: „Ich meine, Herr Barnay, diese Rede dürfte nicht so leichthin, nicht so nebenher und parlando gesprochen, sondern, sie müßte sehr schön gesagt werden."

„Hoheit", antwortete Barnay, „der Prinz ist ja nur Kunstliebhaber, Kunstfreund, nicht selbst Künstler, ein Dilettant und kein Schauspieler."

„Ja, aber Polonius lobt doch den Vortrag außerordentlich, nennt die Rede wohl vorgetragen, mit gutem Ton und gutem Anstand?"

Darauf entgegnete Barnay unbedacht im Eifer seiner Verteidigung: „Ach, Hoheit, Polonius ist ein Höfling, und solche Leute finden ja alles wundervoll, was der Fürst tut."

Ein herzliches, lautes Lachen aus dem dunklen Parkett war die einzige Antwort. — —

Des Menschen Ziel.

Gedanken von Rudolf Nanjok.

Wer ein Ziel erreichen will, muß auch die Fähigkeit besitzen, gelegentlich rückwärts zu gehen.

*

„Von selbst wird nichts," sagt der Volksmund, und doch wird im Menschenleben mehr von selbst, als man ahnt.

*

Das Leben weist auch dem ziellosesten Menschen mit unerbittlicher Konsequenz sein Ziel zu.

*

Mancher erkennt erst dann, wenn er sein Ziel erreicht hat, daß es ihn mehr gekostet hat, als er bezahlen kann.

Lustige Rundschau

* **Räuber unter sich.** Das war in Ostpreußen. Der Direktor Malinetti zog mit dem Räuberstück „Die Braut in der Brigantenhöhle" umher. In diesem Stück treffen sich vier malerisch ausstaffierte Räuber in einem Waldwinkel. „Kameraden!" hatte Balduin der Einäugige zu flüstern, „sind wir allein?" Worauf Malinetti, der den Buckligen Satanos zu spielen hatte, mit einem verzweifelten Blick auf die leeren Parkettreihen im Saale flüsterte: „Beinahe, Kameraden." — Die neunzehn Besucher des Räuberstückes konnten absolut nicht begreifen, warum die Räuber oben auf der Bühne plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrachen ... K. M.

*

* **Kathederblüte.** „Sie, Pahlke, Sie unanständiger Patron haben überhaupt das Recht verwirkt, neben anständigen Menschen zu sitzen. Kommen Sie mal zu mir aufs Katheder!"

*

* **Das Zitat.** Dem Schauspieler Brittner wurde in der vorletzten Szene des „Hamlet" auf einer Provinzbühne ein faules Ei auf die Bretter geworfen. Brittner behielt vollkommen seine Ruhe, hob das Ei vorsichtig auf, roch daran und sagte dann gelassen: „Sagte ich es euch nicht, o Freund, es ist etwas faul in Staate Dänemark ...!" — Mit der tragischen Wirkung soll es an diesem Abend nicht mehr weit her gewesen sein. K. Miethke.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.